Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 12

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635752

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 12 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 22. März 1924

Heimliche Verheißung.

Von Alfred Huggenberger.

Ich hör' ein Glöcklein läuten —
Von wannen kam der Ton?
Frag' ich bei klugen Leuten,
Sie wissen nichts davon.

Ein Vöglein hör' ich singen,
Verborgen im dunkeln Hain,
Ein süßes, heimliches Klingen
Ging wie ein Märchen mir ein.

Das arme Herz will hoffen!
Hinter der Wetterwand
Sieht es den Himmel offen
Und staunt in verheißenes Land.

Zweifel und Not, die zweie
Ackern der Seele Grund.
Hoffnung ist Himmelstreue,
Macht unsere Sinne gesund.

(Aus „Lebenstreue".)

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Vögtlin. 7

Der einfache, ehrlich gemeinte Trost verfehlte jedoch seine Wirkung, er legte der Unglücklichen vielmehr die Frage nahe, was für ein Bild sie denn in ihrem Herzen trage, und lange beschäftigte sie der Gedanke, bei dem ihr bange ward, wie dem um die Ernte besorgten Bäuerlein beim Herannahen eines schwarzen Gewitters. Wenn sich die Wolken dann verzogen haben und die wachsende Erde trieft vom erquickenden Himmelstau, in welchem die Sonne und die blaue Luft sich spiegeln, atmet er erleichtert auf: „Es hat doch gut getan!" So wurde ihr endlich auch wohl bei all ihrem Weh; es war ihr, als ob sie einen guten Menschen gefunden hätte mitten in Jammer und Besorgnis. Und was kann der Himmel uns Besseres geben, als einen guten Menschen an die Hand? dachte sie, sich selber zum Troste.

V.

Kaum hatte Hansjakob seinen Fuß aufs freie Pflaster vor dem Staadhof gesetzt, als Schwerter unter freudiger Begrüßung auf ihn zueilte. „Endlich kommst du!" rief er aus, „ich habe dich ersehnet wie der Vogel den Tag; du scheinst ja so munter wie ein Klosterhahn; hast etwa der Mutter Henne die Beichte abgenommen?"

„Schweig oder ..."

Hansjakob griff unwillkürlich an die Stelle am Wamsgurt, wo er sonst den kurzen, wohlgeschliffenen Dolch trug. Heute hatte er ihn zu Hause gelassen; die Waffe schien ihm den klösterlichen Frieden, der ihn umgab, zu beleidigen. Es war gut, daß sie ihm augenblicklich nicht zur Hand war; wer weiß, er hätte sie gegen den rasch gewonnenen Freund gezückt; so tief hatte ihn die Neckerei verletzt und sein romanisches Blut erregt. Schwerter hatte die leidenschaftliche Bewegung des Armes bemerkt und legte dem Künstler besänftigend die Hand auf die Schulter: „Nimm mir's nicht übel, Meister Hansjakob, die Henne ist allerdings diesmal noch nicht Mutter; aber wer will ein Weib hindern? Und ich sage dir, die hat das Zeug zu einer Mutter; ich habe ihre gute Gestalt im Bade gesehen; und warum hätte ihr Gott das schöne Feuer in ihren Augen angezündet, wenn es nicht leuchten und ein Herd sollte werden für viele Lebensflämmlein? Das Feuer darf nicht ausgehen auf der Erde, sonst wirds Nacht, das weißt du doch."

„Schwerter, laß mich, ich mag das nicht hören; du bist absonderlicher Laune!"

„Ach, du magst mein Geschwätz nicht hören; wohl, ich will dir dein Geheimnis lassen; ausgesprochen hätte es seinen Zauber verloren, wie die Moral in einer guten Fabel. Du selber aber entrinnst mir nicht. Erstlich wünsche ich als dein Freund, daß du mir mit Hilfe deiner Kunst gleich diesen Nachmittag einen Gefallen erweisest, und weiterhin wünscht dich jemand kennen zu lernen, dem ich dich empfohlen habe — der Bürgermeister Großmann von Zürich."

„Was mag der von mir wünschen?"

„Sei nur ruhig; er ist nicht dein Feind; deine Tat hat ihn gefreut, deine Kunst ist ihm empfohlen; du wirst in ihm einen Mann und Freund gewinnen. Zunächst aber sollst du ihm dienen, er will seine Wohnräume neu austäfeln und durch Schnitzereien zieren lassen — eine heime-

lige Winterarbeit für dich, wenn du im alten Kloster draußen dein Schaffen einstellen mußt."

„Das käme mir allerdings gelegen", sagte Hansjakob beifällig, als praktischer Bündner schon in die Zukunft hineinrechnend, „doch kann ich kaum glauben, daß er nicht auf Hinterlist sinne, wenn er mich anstellt."

„Du wirst dich des Argwohns schämen, wenn du den Mann mit dem übermütigen, aber offenen Auge erst gesehen hast. Bis dahin bitte ich dich, mein Knecht zu sein."

„Aber was willst du denn von mir?"

„Vernimm meine Pläne. Du bist katholisch, aber ein Künstler; deiner weiten und lautern Seele vertraue ich mich an. Ich bin auf dem Wege zu den Reformierten überzugehen; aber die Badener sind mir auf der Spur; sie wissen, daß ich für die Reformierten in Stadt und Landschaft arbeite; diese müssen eine Kirche haben und die Katholischen müssen die Steine dazu herbeiführen. Doch das ist es nicht, was ich dir sagen will. Ich bin verliebt, der Bürgermeister ist mein Freund und seine Tochter meine Freundin. Morgen ziehen sie nach Zürich, und da hab' ich mir vorgenommen, der Jungfrau Agatha samt Vater eine poetische Abschiedsfeier zu geben; ich will einen kleinen Handel, eine Komödie agieren, die ich in letzter Zeit entworfen habe."

„Und ich soll wohl einen Komödianten abgeben? Ich hab' mein Latein schon längst verholzt."

„Der Handel ist deutsch, in gutem Zwingli-Deutsch, sag' ich dir. Uebrigens sollst du mir einen ganz andern Dienst erweisen, worin du dich als Künstler zeigen kannst. Und was du leistest, wird vor schöne Augen kommen. Die Aebtissin wird's mitansehen; denn auch sie ist zum Handel eingeladen."

„Behalte sie endlich für dich, diese einfältigen Allusionen!" —

„Eia! Wer den Vogel gut lockt, dem pfeift er! Doch jetzt vernimm die Sache. Laß uns ein wenig sitzen. Du erinnerst dich, da du die Bibel gelesen, an jenes Geschehnis aus dem Leben Jesu, da er als zwölfjähriger Knabe in Jerusalem seine Eltern im Festgewimmel verliert, in den Tempel eilt und dort in seiner Einfalt die Pharisäer und Schriftgelehrten von ihren krummen Wegen der Auslegung auf den geraden Weg gläubiger Erkenntnis durch gemütliche Vertiefung in die göttliche Allmacht führt, indem er ihnen beweist, daß sie trotz all ihrer Weisheit nichts wissen. Zu dieser lieblichen Situation hat nun der Dichter Niklaus Manuel von Bern ein nicht minder liebliches Gegenstück geschaffen. Er läßt in einem Gespräche ein ebenso altes Bauernmägdlein gegen seine Mutter, welche wegen allzu großer Armut ihr Kind bewegen will, ins Kloster zu gehen, eine scharfe Rede führen, welche noch schärfer wird, als nach einem Jahr, während dessen das Kind fleißig die gute Bibel gelesen hat, die Mutter ihre Wünsche neuerdings geltend macht und die Dorfpfaffen herbeiruft, damit sie das Kind von der Notwendigkeit seiner Weltflucht überzeugen. Dieses Gespräch verarbeite ich zu einem kleinen Handel und führe die Sache so fort: Das Mägdlein, weit davon entfernt, sich einschüchtern zu lassen, beweist den Pfaffen durch klug herbeigeholte Bibelstellen, daß das Klosterleben eine Wucherung sei am gesunden Baum der Menschheit, das Papsttum samt Ablaß und Bann Einrichtungen, welche geradezu dem Willen Gottes und den Worten Jesu widersprechen. Seine Beweisführung ist so schlagend, daß einer der Pfaffen sich bekehrt, während die andern immer noch fortstreiten; da sie aber auf Ulrich von Hutten zu schimpfen anfangen, den das Mägdlein ebenfalls ins Feld geführt hat, erscheint der Ritter und befreit das Mägdlein, an dem die Pfaffen sich tätlich vergreifen wollen, mit dem Schwert seiner Zunge und seiner Hand. Die Geistlichen ziehen sich beschämt von dannen; die Mutter aber freut sich ihres herzigen Kindes, das so tapfer und mit wahrhaft kindlichen Waffen, indem es sich lebhaft in die Genugtuung und Vergnügungen eines Hausmütterchens beim Kochen, Nähren und Erziehen der Kindlein hineinversetzte, die oft unreinen Angriffe der Pfaffen zurückweist. Während Ulrich von Hutten dem Kinde zum Danke für seine mannhafte Verteidigung ein Wiegenliedchen dichtet, welches das Kind Strophe um Strophe seiner Puppe vorsingt, die es eben ausgezogen und schlafen gelegt hat, machen wir dem Handel ein Ende."

„Die vielen Hinweise auf das Jesuskindlein im Tempel jedoch erfordern ein Mittel, durch das sich die Zuhörer den Knaben und seine Situation vergegenwärtigen können. So bin ich auf den Einfall gekommen, jene Szene im Tempel als Hintergrund für meinen Handel durch dich malen zu lassen. Der Bürgermeister hat mir in freigebiger Weise ein gewaltiges Stück feste Leinwand gekauft, welches die ganze Rückwand seiner Wohnung deckt, wo gespielt wird. Bist du nun einverstanden, mir auf dieser Leinwand, meinetwegen bloß mit Kohle, mit der du ja trefflich umzugehen weißt, einen schönen Aufriß zu machen?"

„Warum sollte ich nicht, wenn ich dir damit einen Gefallen erweise?"

„Sieh', so hab' ich's mir gedacht. Du bist ein ganzer Gesell, Meister Hansjakob. Ein Mensch bist du, ein Bruder. Wenn du Hochzeit machst, so lade mich zu Tische — umgekehrt will ich sagen, du sollst mir mein Ehebett schnitzen und mein erster Gast sein."

„Aber du bist ja außer dir, Schwerter, du wirst nächstens an deinem eigenen Wortschwall ersticken."

„Mahlen muß der Müller, so lange er Korn hat."

„Wasser wolltest du sagen."

„Wenn du den Handel gesehen hast, so will ich dich fragen, ob ich leer gemahlen habe; einstweilen magst du es glauben", versetzte Schwerter etwas gereizt, da er in seinem Poetenstolz doch verletzt worden war.

„Aber was bezweckst du denn eigentlich mit deinem Handel und warum bist du so aufgeregt?"

„Und das kannst du jetzt noch fragen? Freund, dir ist es zu gut ergangen in der Welt; du hast deine Schlauheit noch niemals für dich brauchen müssen, du guter Hansjakob, sonst würdest du bereits begriffen haben, warum ich spektakeln will. Sie', wessen Freundin Fortuna und wessen Wedel breit genug ist, der kann drei Fliegen auf einmal zerklatschen!"

„Und wie heißen denn deine drei Fliegen?"

„Auf den Bürgermeister soll die kräftige Wahrheit meines Stückes wirken und ihn mir günstig stimmen, auf seine Tochter die Anmut, und die Aebtissin soll daraus

erlernen, daß man im Kloster nicht Mensch sein kann, am wenigsten Mutter, und wenn sie ein Heer von Nonnen regierte."

„Viel eher an der Seite eines Bürgermeisters!"

„Eia, jetzt begreifst du den Spaß!"

„Wohl, und wie soll ich den begreifen, mit dem du mich heute begrüßt hast?"

„Das mache mit deinem Gewissen aus!" spottete Schwerter mit Lachen, und Hansjakob schwieg, da er vermeiden wollte, durch irgend eine kleine eifersüchtige Bemerkung dem Freunde ein Gefühl zu verraten, dessen er sich selber kaum recht bewußt war.

„Nun aber zur Arbeit!" mahnte Schwerter. „Ich weise dir noch hurtig die große Stube des Bürgermeisters an, um dich dann dir und deinen künstlerischen Eingebungen zu überlassen. Denn wisse, ich anvertraue es dir allein, den Stoff meiner Komödie durch einen entsprechenden Bildaufriß gehörig zu erleuchten, der ein Ganzes sein soll, nicht zerschnitten und verstümmelt durch die beschränkten Gedanken eines Zweiten."

Er nahm des Künstlers Arm und führte ihn ins zweite Stockwerk hinauf, wo die Diener in jenem Zimmer bereits alles in Ordnung gebracht, die Leinwand an die Wand gespannt und ein kleines Malergerüst hergestellt hatten; feine Kohlenstifte lagen da und frisches Brot zum Auswischen verzeichneter Stellen. Ein Krug mit Wein stand auf einem Ecktischchen, der für dauernde Erregung des Geistes sorgte, und ein großer Silberteller mit allerlei Gebäck.

Die Diener entfernten sich, und als auch Schwerter auf die Türklinke drückte, mit der Frage, wann er wieder kommen und nach der Arbeit sehen dürfe, rief ihm Hansjakob in einem Tone zu, dem man anmerkte, daß er lebhaftem Schaffensgefühl und künstlerischer Sicherheit entsprang:

„Ich danke dir, Schwerter, für dein Zutrauen; ich hoffe nur, daß du dich bei deiner Rückkehr nicht getäuscht seheſt."

„Also in drei oder vier Stunden wieder. Schaff's gut!" Und damit glitt Schwerter, freudig gehoben, zur Türe hinaus.

Für Hansjakob galt kein langes Besinnen; er brauchte es auch nicht, denn Schwerter hatte ihm bereits kurz ein Bild vor seine Seele gezaubert, von dem er nicht mehr lassen konnte. Rasch hatte er mit einigen schön geschwungenen Linien den Raum für die bedeutendsten Figuren abgezeichnet. Das Jesuskind stand im Augenblick lebensvoll da, mit dem Finger seiner rechten Hand dem Schriftgelehrten die Buchstaben auf einem aufgerollten Pergamente deutend; rasch schlossen sich andere Figuren diesen an, die einen aufrecht, wie vor Erstaunen über die wunderbare Gelahrtheit des Knaben fast zurückbebend, andere sich voll Verwunderung und Neugier über die Schultern des Aeltern beugend, um die Auslegung auch mit den Augen verfolgen zu können. Bald hatte er die sprechendsten Züge in ihre Gesichter eingetragen; auf den einen malte sich giftige Verwünschung, während andere erfüllt waren von ehrfürchtiger Verehrung des Kindes, aus dem ein Gott zu reden schien. Wunderbar ruhig, gelassen und selbstbewußt stand dasselbe vor ihnen, ohne sich von ihren verdammenden wie anerkennenden Aeußerungen beirren zu lassen. In seinem Auge leuchtete in stiller Erhabenheit jene Flamme, welche den Völkern Erleuchtung bringen und sie mit den Ideen von Menschenachtung und Menschenmitleid erfüllen sollte, und diese milde Flamme arbeitete in seiner Stirne, sie lebte in den schlichten Locken, die vom klaren Vorderhaupt nach hinten flossen, sie spielte um den ernsten Mund, der sich so bescheiden, doch bestimmt vernehmen ließ, und sie quoll in den schönen Fingern, die ausdrucksvoll die Rede begleiteten.

Mit geschickter Perspektive wußte er den Tempelflur als eine Fortsetzung des Stubenbodens darzustellen, so daß sich der gemalte Vorgang eigentlich im Zimmer zutrug, das durch eine Säulenreihe und eine dahinter liegende Wand abgeschlossen wurde; und das Tempelinnere kam dem Beschauer, vermöge der geweißelten Wände, als der besonders grell beleuchtete Abschluß der mit hellem Ahorn ausgetäfelten Wohnstube vor.

Als aber Hansjakob sein Bild betrachtete, dünkte ihn die Rückwand, obschon sie durch die innere Säulenreihe in Felder zerfiel, noch kahl und tot. Rasch zeichnete er zwischen das mittlere Säulenpaar eine schief gestürzte Tür hinein, auf deren Schwelle bald eine schöne jugendliche Frauengestalt erschien, gefolgt von ihrem bärtigen Gatten, dessen Züge im Dunkel des Söllers verschwammen. Das waren die besorgten Eltern, Josef und Maria, welche ihren Sohn, das Jesuskind, verloren hatten und freudebewegt und betroffen zugleich in den Tempel traten, den lange gesuchten Knaben wieder wegzuholen.

Der Künstler stand sinnend vor seinem Werk; nicht unbefriedigt, doch hätte er gewünscht, die Einzelheiten, deren Abwesenheit nach seiner Anschauung den Gesamteindruck störte, ausführen zu können; soweit freute ihn jedoch die Arbeit, daß er sich vornahm, so bald wie möglich an die Ausführung der Skizze zu schreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Einer Greisin.

Die Sonne selbst, ob noch so schön verklärt,
Muß ihr gefürstet Haupt zum Ende neigen,
Wenn ihre Zeit erfüllt ist — Kein Gebet,
Kein Menschenschicksal ändert ihren Weg.
Sie wandelt über Wünschen und Begehren
Unfehlbar ihren Gang. — Doch eh' sie scheidet,
Taucht sie, des Menschen Auge zu entzücken,
In kühlen Abendtau die Feuerglut,
Verhüllt in Schleier ihrer Krone Blitzen,
Und wie mit Liebesblicken scheidet sie —
Noch lange, wenn sie tief im Meer versank,
Steht hier ihr Abglanz wie ein freundlich Grüßen,
Ein Rosenschimmer überm schwarzen Wald.
Nun kommt das Dunkel, kommt das Todesschweigen,
Das Graun der Einsamkeit und des Vergessens —
Doch in die finsterste der Nächte dringt
Des schönen Untergangs Erinnern noch.
Wie war sie mild und gütig dieser Welt!
Wie goß sie ihrer Schönheit Fülle hin,
Wie lag ihr Strahl, ein fürstliches Geschmeide,
So warm auf jedem ärmlichsten Geschöpf!
Sie teilte aus, bis sie von hinnen schied,
Ihr letzter Schimmer war Geschenk und Freude.
Drum stehn wir Menschenkinder still entzückt
Und zittern nicht, auch wenn sie untergeht.
Und doch! So schön ist dieses letzte Weilen,
Daß bangend jedes Herz ruft: Bleibe noch!

Otto von Greyerz.